

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 36 (1946)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Der ewige Traum [Fortsetzung]  
**Autor:** Caren  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-634761>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# DER EWIGE TRAUM

31. Fortsetzung

Aber sie hat ihn selber fortgeschickt, beinah mit Gewalt in die Oper heute abend. Der arme Kerl muss auch einmal eine Ausspannung haben.

Wenn sie noch lang so in ihrem Zimmer auf und ab rennt, wird sie bestimmt vollends verrückt. Man kann diesen Zustand nicht mehr aushalten. Sie sieht nach der Uhr: Neun vorbei. Jetzt wird Blanchard vermutlich mit ihm wegfahren — wenn sie überhaupt fahren bei diesem Wetter. Der Regen prasselt gegen die Scheiben, als ob man Sand dagegen würde.

Keinen Hund jagt man bei solchem Wetter auf die Strasse — keinen Hund. — Sie bleibt plötzlich, wie von einer Eingebung getroffen, stehen. Keinen Hund, fährt es ihr durch den Kopf — also auch mich nicht. Wenn ich jetzt, heute nacht zu ihm käme? Er könnte mich nicht davongagen bei diesem Wetter. Er müsste mich anhören — und er müsste, müsste mir endlich glauben...

Und ehe sie noch selber recht weiss, wie, ist diese phantastische Vorstellung plötzlich zu einem verzweifelten Entschluss geworden. Rasch, als ob sie sich selber am Überlegen hindern wollte, packt sie den bösartigen kleinen Telephonapparat und verlangt den Geschäftsführer, dem sie in ihrem bestimmtesten Ton mitteilt, dass sie sofort einen geschlossenen Wagen braucht — „ohne Chauffeur, ich fahre selber.“

Ein Hoteldirektor in Nizza ist an die unwahrscheinlichsten Extravaganzen seiner Gäste gewöhnt. Aber dass eine junge, schöne Dame mitten in der Nacht bei solchem Wetter allein eine Spazierfahrt machen will, lässt ihn doch für ihren Verstand und zugleich auch für seinen Wagen fürchten. Er versucht einige schüchterne Einwendungen, die aber so energisch zurückgewiesen werden, dass ihm nichts anderes übrig bleibt, als innerlich seufzend zu kapitulieren.

Zehn Minuten später wird Ariel ins Zimmer telephoniert, dass der Wagen bereit steht. Sie ist jetzt auf einmal merkwürdig ruhig. Sie denkt sogar daran, noch rasch eine Zeile für Yvo beim Portier zu hinterlassen, ehe sie, den Kragen ihres dicken Flauschmantels hochgeschlagen und eine Baskenmütze tief in der Stirn, mit langen Sprüngen zum Auto rennt. Ein altes Modell, stellt sie flüchtig fest, aber eine gute Marke. Der Motor wird es schon schaffen.

Und dann fährt sie, so rasch es der glitschige Asphalt erlaubt, durch die menschenleeren Strassen, auf denen der Regen richtige kleine Wellen aufspringen lässt, als führe man auf einem Fluss. Der Scheibenwischer ist, Gott sei Dank, in Ordnung. Aber der Regen steht doch manchmal wie eine kompakte Wand vor der Windschutzscheibe. Man darf kein Auge von der Strasse lassen, und das ist sehr gut, es tut wohl, sich auf etwas Bestimmtes konzentrieren zu müssen, an nichts anderes mehr denken zu können.

Sie sieht vor sich nichts als ein immer gleiches Stück nasser Strasse, glitzernd schwarz im Schein der Autolichter — immer das gleiche Stück Strasse. Aber dann ist sie doch plötzlich in Menton. Ihre kleine Brillantuh, die sie vor sich aufs Schaltbrett gelegt hat, zeigt fünf Minuten vor halb Elf. Gerade die rechte Zeit. Blanchard wird jetzt gewiss bereits auf dem Rückweg sein.

Da ist auch schon die lange Parkmauer von „La Madone“, an deren Ende die schmale Strasse nach Gorbio abbiegt. Hier muss man das Tempo etwas stoppen, selbst die Scheinwerfer genügen kaum bei dieser Rabeninsternis. Aber sie kennt den Weg gut genug, im Schlaf würde sie ihn

finden. Jetzt muss man gleich an dem kleinen „Café de l'Univers“ vorbeikommen. Beinahe hätte sie es übersehen, denn es ist heute schon geschlossen, weil bei diesem Wetter doch auf keinen Besuch mehr zu rechnen ist. Und kaum hundert Meter weiter ist endlich die Wegkreuzung, wo es zur „Alten Mühle“ geht.

Ariel fährt mit einmal ganz langsam. Es ist fast, als ob ihr erst jetzt ganz zum Bewusstsein käme, was sie da tut, was sie wagt. Ihr Herz hämmert ganz laut. Umkehren? Es gibt kein Umkehren mehr, sogar im wörtlichen Sinn nicht. Der Weg ist hier zu schmal, erst vor der „Alten Mühle“ selbst wird er etwas breiter. Und da steht der Wagen auch schon am Gartentor.

Ariel bleibt einen Augenblick noch sitzen, die Hände um das Steuer gekrampft. Irgend etwas wie ein kurzes Stossgebet steigt aus ihrem Herzen auf. Dann greift sie entschlossen nach ihrer Taschenlampe und öffnet mühsam die etwas klemmende Tür. Eine Regenböe saust ihr ins Gesicht und macht sie halb blind. Eben will sie, einen Fuss noch auf dem Trittbrett, den Wagen wieder schliessen — da spürt sie hinter sich etwas Dunkles, wie einen grossen Schatten. „Raffal?“ denkt sie noch eben, leicht erschreckt und will sich umwenden. Aber dann ist plötzlich ein ungeheures, schmetterndes Krachen in ihrem Kopf. Hintenüber stürzend fühlt sie noch einen jähnen Schmerz im Knie — ein hartes Aufschlagen... und dann nichts mehr...

Ganz schwach flackert ihr Bewusstsein noch einmal auf, als sie ungeschickte Hände heftig an ihrem Mantel zerren fühlt. Wie im Traum sieht sie neben sich zwei dunkle Gestalten kauern und hört wie von sehr weit her ein wütendes, krächzendes, flüsterndes Fluchen: „Porco di Madonna — das ist ja ein Mädel — eine Fremde. Das gibt eine schöne Sauerei! Kannst du nicht sehen, du blöder Hund? Verdammt — verdammt...“

Das Fluchen entfernt sich immer mehr. Die beiden Gestalten sind auch plötzlich fort. Und der schwache Bewusstseinsfunke erlischt wieder — — — — —

Als Blanchards Wagen die kleine Ausbiegung des Weges kurz vor der Gartentür der „Alten Mühle“ erreicht, trifft

## UNTERM SCHNEE

*Solches ist des Samens Los,  
dass er tief im Dunkel raste,  
ruhe in des Ackers Schoss,  
eh der Hahn im Licht zu Gaste;*

*Dürftiges erdauert Fülle,  
Ungeläutertes wird rein.  
Allem Werden wird die Stille  
eine starke Mutter sein.*

*denn Geringes wird gestaltet,  
wenn geduldig es begann,  
Kümmerliches wird entfaltet,  
bis es edle Form gewann.*

*Nun die müde Seele bang  
noch um bare Felder kummert,  
Gottes Gnade winterlang  
wachsend in den Saaten schlummert.*

HANS SCHÜTZ

# Ungekrönte Dynastie

Schlägt man im Brockhaus nach, um zu erfahren, was eine Dynastie ist, wird man belehrt, dass der Ausdruck aus dem Griechischen kommt und Herrscherhaus bedeutet. Ein Dynast ist demnach ein Fürst, ein Herrscher über ein meist kleineres Gebiet. Wir Schweizer haben keine Fürstengeschlechter — aber in der schönen, wohlhabenden Gemeinde Lyss im Berner Seeland stellt eine Familie seit 150 Jahren den Gemeindeschreiber. Ist es da nicht berechtigt, von einer „Dynastie“ zu sprechen? Das um so mehr, als der Gemeindeschreiber vielerorts ein kleiner „Herrschер“ ist. Fünf Generationen der Familie Marti haben dem Gemeinde-

wesen treu gedient. Fritz Marti hat sein Amt im Jahre 1943 nach 31 jahrigem Tätigkeitsdienst als Gemeindeschreiber niedergelegt. Die Gemeinde hat ihrem verdienten Mitbürger in Anerkennung seiner Verdienste den Gemeindeschreiberstuhl in den Ruhestand mitgegeben.

Fünf Generationen der Familie Marti haben der bernischen Gemeinde Lyss Gemeindeschreiber gestellt. Während 150 Jahren lag die Gemeindeverwaltung in den Händen einer Familie. Anlässlich des Rücktritts von Fritz Marti schenkten ihm seine Kinder diese Urkunde.



In diesem behäbigen Berner Landhaus war in den Jahren 1831-1873 die Gemeindekanzlei von Lyss untergebracht. Die zweite und dritte Generation der Gemeindeschreiber-Dynastie Marti wirkten hier als Gemeindeschreiber.

Die vierte und fünfte Generation amtete in diesem Gebäude als Gemeindeschreiber. Friedrich Marti wirkte hier von 1874—1911, Fritz Marti, der letzte Gemeindeschreiber der Marti-Dynastie von 1912 bis zu seinem Rücktritt im Jahre 1943.

Der Gemeindeschreiber während seiner Arbeit. Wie viele Eintragungen in das Register hat er in seiner 30jährigen Tätigkeit nicht schon vorgenommen? Er hat das Leben registriert, das Kommen und Gehen seiner Mitbürger, Geburt, Vermählung und Tod.



das Licht der Scheinwerfer auf ein grosses dunkles Auto, das genau vor dem Eingang hält.

„Merkwürdig“, murmelt Blanchard. „Journalisten wo möglich — oder?“ Er tastet unwillkürlich nach dem Browning, den er im Mantel stecken hat. „Nehmen Sie den Colt da er ist in der Tasche an der Tür, hinter den Papieren“, sagt er leise zu Raffal. „Die Sache gefällt mir nicht. Wir steigen am besten gleichzeitig nach beiden Seiten aus. Wenn sich irgend etwas röhrt — — —“

Aber es röhrt sich nichts. Nur der Regen rauscht und trommelt eintönig weiter. Und dazwischen hört man einziglich weit fort ein Rascheln im Unterholz. Aber da kann auch irgend ein aufgescheuchtes Tier sein.

Während Raffal ihm den Rücken deckt, untersucht der Anwalt vorsichtig das dunkle Auto, dessen Tür weit offen steht. Alles leer.

Kein Kleidungsstück — nichts. Aber halt — da auf dem Schaltbrett liegt eine kostbare kleine Uhr, die er sofort erkennt. Die Caliga! Was für eine Tollheit! Er ist ernstlich wütend. Was soll man jetzt — —

Da hört er plötzlich hinter sich einen dumpfen Schrekkenslaut, und als er sich blitzschnell umdreht, sieht er seine Begleiter an der Strassenböschung knien neben einem dunklen, leblosen Körper, der zur Hälfte im Graben liegt.

„Ein Unglück“, sagt Raffal gepresst, „oder vielleicht ein Verbrechen. Leuchten Sie rasch.“

Im nächsten Augenblick fällt der Schein von Blanchards Taschenlampe auf die regungslose Gestalt. Aber noch el der Maître, etwas geblendet, näher hinschauen kann, hört er schon Raffals Aufschrei „Ariel“ und begreift sofort alle

„Ein Überfall“, stösst er hervor. „Das hat natürlich Ihnen gegolten.“

Der Andere gibt keine Antwort. Er kniet noch immer in der Nässe und versucht mit verstörten Bewegungen den leblosen Körper aufzurichten, der seltsam schlaff und schwach in seinen Armen hängt.

Blanchard kommt ihm zu Hilfe und hebt, vorsichtig unter den Knien durchgreifend, die Gestürzte vollends hinauf, die bei dieser Bewegung ein leises Stöhnen von sie

„Sie lebt“, sagt er und bemüht sich, ruhig zu bleiben. „Aber sie hat eine Kopfverletzung.“

Unter der beschmutzten Baskenmütze quillt Blut hervor und sickert dunkel über Ariels totenblasses Gesicht, das im grellen Lichtkreis der Lampe unheimlich starr und fremd erscheint.

Raffal schlägt mit einer jähnen Bewegung die Hände vor die Augen, als wollte er nichts mehr sehen. Sein Körper schwankt hin und her, gleich wird er zusammenbrechen. Aber da packt ihn Blanchard mit festem Griff an den Schulter. „Sie dürfen mir jetzt nicht schlappmachen, Raffal“, sagt er beinahe rauh. „Wir müssen sie sofort in die nächste Hospital schaffen — nach Menton. Fassen Sie aber vorsichtig. Mit dem einen Bein ist auch etwas los, sie blutet am Knie.“

23.

Bogadyn sitzt schlecht ausgeschlafen und übel gelaufen beim Frühstück, das ihm der Kellner zugleich mit der Post aufs Zimmer gebracht hat. Er ist, wie jetzt häufig, mitleidigen Kopfschmerzen aufgewacht. Diese verdammten Schlafpulver gehen mit der Zeit auch auf die Nerven. Aber was soll man machen, wenn man ohne Mittel überhaupt kein Auge zutun kann?

Er betrachtet misstrauisch die Briefe, ohne sie zu öffnen. Vermutlich doch wieder nichts als Ärger und Aufregung, lieber erst in Ruhe frühstücken und einen Blick in die „Eclaireur“ tun, der wenigstens bloss ein harmloses Lokalblättchen ist.

Als er gleichgültig die Zeitung auseinanderbreitet, fällt sein Auge sofort auf eine dicke dreispaltige Schlagzeile,

„Mordanschlag auf die berühmte Tänzerin Ariel Caliga“

Der Schock ist so heftig, dass ihm beinahe das Blatt aus der Hand fällt. Aber dann überfliegt er in fiebriger Ha

den spaltenlangen Bericht, der in dem hier üblichen blumigen Feuilletonstil, sich so wüstig und verworren über diesen „rätselhaften Fall“ verbreitet. „Der Zustand des Opfers“ — klaffende Kopfverletzung, offenbar von einem Totschläger herrührend — ein Schädelbruch noch nicht feststellbar, aber jedenfalls schwere Gehirnerschütterung — linke Kniestiebe gebrochen, operativer Eingriff erforderlich. Der „distinguierte Chefarzt“ des Krankenhauses muss sich jede Prognose vorbehalten. Möglicherweise weitere Komplikationen. Infolge der noch anhaltenden Bewusstlosigkeit, das Opfer bisher ausserstande, dem sogleich alarmierten „sympathischen“ Polizeikommissar Monsieur Sierra irgendwelche Angaben über den Angreifer sowie den Hergang des Überfalls zu machen. Die trotz heftigen Unwetters sofort eingeleiteten Nachforschungen am Tatort zunächst leider ergebnislos. Untersuchung in vollem Gange — mit gewohnter Energie — usw.

Bogadyn kennt diese feststehenden Floskeln, die er hundertmal bei anderen gleichgültigeren Anlässen gelangweilt überflogen hat und die ihm heute beinah aufreizend erscheinen. Er ballt die Zeitung wütend zusammen und wirft sie angewidert auf den Boden. Blödsinniges Geschwafel! Das Ganze bleibt so unklar wie möglich...

Er versinkt in finstres, unruhiges Nachdenken. Immer wieder bedrängt ihn das gleiche quälende Bild: Ariels blasses Gesicht, blutig, entstellt, mit der klaffenden Wunde am Scheitel. Vergebens kämpft er gegen ein dumpfes, unklares Schuldgefühl, das in ihm zu bohren beginnt. Nein, nein — er hat mit dieser scheußlichen Sache nichts zu tun. Diese Viehische Roheit — eine schöne Frau, eine Frau wie Ariel — kaltblütig zusammenzuknüppeln! Und warum in aller Welt — wozu?

Hastig bückt er sich nach der weggeworfenen Zeitung. Vielleicht ist doch irgendwo wenigstens eine Vermutung über das Motiv der Tat angedeutet? Da ist noch ein Absatz, den er vorhin übersehen hat. „Verschiedene Hypothesen“. „Ein Leidenschaftsverbrechen?“ Unsinn natürlich. „Raubüberfall?“ Man hat nichts geraubt. Aber was steht da noch?

„Die von dem beliebten Verteidiger Maître Blanchard geäusserte Vermutung, dass es sich bei dem Überfall um eine Verwechslung gehandelt und der Anschlag eigentlich seinem Klienten, dem kurz zuvor aus der Untersuchungshaft entlassenen Goldmacher Raffal gegolten habe, dürfte die polizeilichen Nachforschungen vielleicht in eine ganz ähnliche Richtung verweisen, wie bei dem kürzlich verübten und bisher unaufgeklärten Einbruch in der „Alten Mühle“, über den wir seinerzeit ausführlich berichtet haben.“

Bogadyn fühlt, wie ihm beim Lesen das Blut ins Gesicht steigt. Lussac — fährt es ihm durch den Kopf. Dieser verdammte Hund mit seinen Gangstermethoden! Vielleicht hat er es wirklich auf Raffal abgesehen gehabt — wegen der Papiere vermutlich. Irrsinnige Vorstellung — als ob man so etwas in der Brieftasche bei sich trägt! Aber die Idee wäre ihm zuzutrauen. Und er hat Leute genug an der Hand, die für hundert Francs jeden Beliebigen niederschlagen — auch den Falschen natürlich. Und dann wird, bloss so aus Versehen, Ariel Caliga ermordet! — Bogadyn ballt in verzweifelter Wut die Fäuste.

Zitternd vor Aufregung beendet er seine Toilette und stürzt fort. Er muss jetzt Gewissheit haben. Um diese Zeit wird Lussac sicher noch in seinem Hotel sein, wo man ihn sonst höchstens einmal telephonisch verlangt hat, natürlich ohne sich zu nennen. Aber jetzt ist schon alles gleich. Vor allem nur den Kerl selber zur Rede stellen.

Das „Hotel Mimosa“ liegt ziemlich versteckt in einer schmalen Querstrasse, die vom Hafenkai abzweigt. Hotel ist eigentlich schon zu viel gesagt, es ist nicht viel mehr als ein besserer Gasthof, wo der Besitzer, ein dicker, asthmatischer älterer Mann, zugleich als Empfangschef, Portier und Zimmerkellner fungiert. Er lässt sich durch den eleganten und offenbar ziemlich aufgeregten Besucher nicht aus der Ruhe bringen.

„Der Baron de Lussac?“ sagt er ein bisschen gedehnt. „Ausgegangen, grade eben ausgegangen.“



Die „guten Gatten“ werfen Süßigkeiten unter die Kinder.

## Die St. Sebastianfeier in Estavayer

(Die Bruderschaft der guten Ehemänner)

Immer seltener werden die schönen Bräuche, die in der guten alten Zeit das Leben in unseren Städten und Dörfern des Welschlandes verschönerten. Hier ist ein wenig bekannter Brauch, den wir im Bild festhielten. Die Bastians von Estavayer feiern ihren grossen Festtag, jene Bastians, die den pittoresken Namen „Bruderschaft der guten Gatten“ führen.

Möglich, dass diese Bruderschaft — wie bei anderen — auf Grund eines Gelübdes einiger Bürger, anlässlich einer grossen Kalamität in der Vergangenheit, begründet wurde. Sicher ist, dass jene von Estavayer, welche bis ins Jahr 1582 nachweisbar ist, die Schützen-Corporation vereinigte und bis ins Jahr 1852 dauerte. Die Abtei St. Sebastian, wie sie zu jener Zeit hieß, und welche ihren Sitz in der Gemeindekirche St. Laurent hatte, wurde zu jener Zeit aufgelöst und ihr Vermögen verteilt. Einige Jahre später beschlossen die Bürger von Estavayer die zerschlagene Tradition wieder aufzurichten und gründeten die jetzige Bruderschaft der guten Gatten. Ehrwürdig wie ihr Alter ist die Bruderschaft in ihren Statuten und Zielen. Einmal jährlich wird eine Messe zu Ehren verstorbener Mitglieder ge-

sen. — Das St. Sebastian-Fest vereint am 20. Januar alle Bastians, welche sich dann gemeinschaftlich zum Festgottesdienst in die Kirche begeben. Nach dem Vormittagsgottesdienst bleiben sie vereint bei einem Bankett bis zum Anbruch der Nacht. Dann begeben sich die Brüder unter Führung von Pfeifern und einem Trommler auf den Rundgang durch die Stadt. Hierbei werden den Kindern Näscherien verteilt. Auch werden alle Wirtshäuser mit einem Besuch beehrt, damit keine „Pinte“ eifersüchtig sein kann.

Die Kinder haben auch Zutritt zu den Wirtschaften und dürfen mit den Bastians mitsingen.

Nach dem letzten Glas Wein in der letzten Wirtschaft lädt der Präsident der Bruderschaft alle noch zu sich nach Hause ein.



Gemütlicher Zusammenhock der Bastiansbrüder  
Links: Am Schluss wird die Fahne dem Präsidenten und Bürgermeister übergeben, der dann die Bastians noch zu sich nach Hause zu einem guten Trunk einlädt



Erst auf dringendere Fragen bequemt er sich zu etwas näheren Aufschlüssen. Nein, es ist noch ganz unsicher, wann der Baron zurückkommt. Er mustert Bogadyn mit einem kurz forschenden Blick und scheint dann plötzlich Zutrauen zu fassen. „Sie sind ein Freund des Barons, nicht wahr?“ Und als Bogadyn einigermassen widerstrebend nickt, fährt der andere mit diskret gesenkter Stimme fort: „Es scheint, er hat Unannehmlichkeiten mit der Polizei gehabt. Grad vor einer halben Stunde sind zwei Herren dagewesen — in Zivil natürlich — und haben ihn hopp genommen. Sah diesmal ziemlich ernsthaft aus. Sogar das Zimmer haben sie versiegelt. Sehr unangenehm für mich natürlich. Schliesslich hält man auf den Ruf seines Hotels. Aber was wollen Sie — ein guter, alter Kunde.“

Bogadyn braucht seine ganze Selbstbeherrschung, um kein allzu deutliches Erschrecken zu zeigen. Als er wieder auf der Strasse steht, überfällt ihn zunächst ein Gefühl blinder Panik. Wenn man ihn hier gesehen hat, wenn der Wirt ihn womöglich kennt. Oder wenn dieser Lussac selber schwatzt? —

Er hat Mühe, nicht einfach kopflos davonzulaufen. Aber während er sich zwingt, den langsam Schlenderschritt des müsigen Spaziergängers zu bewahren, wird er auch schon ein wenig ruhiger. Er sieht nach der Uhr: gleich zwölf. Die nächsten zwei Stunden ist bestimmt nichts zu befürchten. Auf die Einhaltung der Mittagspause ist hier selbst bei der fieberhaftesten polizeilichen Aktivität sicherer Verlass. Man kann zunächst jedenfalls noch unbesorgt ins Hotel zurück und dort in aller Ruhe die Sache überlegen.

Er geht zur Sicherheit durch die Bar und lässt sich sein Zimmer von dem Stubenmädchen öffnen, das strenge Weisung erhält, ihn als ausgegangen zu betrachten. Der Portier hat ihn nicht zurückkommen sehen, sein Zimmerschlüssel hängt am Brett — also ist fürs erste alles in Ordnung. Keinerlei Störung zu befürchten. Die Abgeschlossenheit des gewohnten Raumes gibt ihm zunächst ein trügerisches Gefühl der Sicherheit. Aber dann muss er doch erst ein paar

Gläser Kognak hinunterstürzen, ehe er fähig ist, seine Gedanken zu sammeln.

Also Lussac ist verhaftet. Erstaunlich, wie rasch die französische und monegassische Polizei diesmal gearbeitet hat. Aber sie haben manchmal so überraschende Genieblitze — vielleicht auch weil es sich um eine junge, schöne Frau, eine berühmte Künstlerin, handelt. Kriminalistische Galanterie sozusagen. Geschieht ihm recht, diesem Gangsterhäuptling. Wenn Ariel stirbt — Anstiftung zum Mord, das kann ihm Zuchthaus kosten — ihm und seinen Spiessgesellen... Spiessgesellen? denkt Bogadyn plötzlich und fühlt eine Art bitterer Belustigung über seine wütende moralische Entrüstung — Spiessgesellen, zu denen unter anderen ein gewisser Graf Alexander Bogadyn gehört. Bitte, das nicht zu vergessen!

Einen Augenblick erscheint ihm das selber so unwahrscheinlich und grotesk, dass er sich erst mühsam wieder darauf besinnen muss, wie es so weit mit ihm hat kommen können. Was für ein Irrtum, sich überhaupt jemals mit einem solchen Menschen einzulassen, dem man doch auf den ersten Blick den Galgenvogel angesehen hat — wenn man natürlich auch nicht wissen konnte, dass dieser scheinbar harmlos-liebenswürdige Gauner mit ganz gewöhnlichen Einbrechern und Totschlägern assoziiert ist.

Alles, was in diesen letzten Monaten geschehen ist, erscheint ihm plötzlich wie ein wüster, hässlicher Traum. Aber das Erwachen jetzt — mein Gott, dies Erwachen!

Vielleicht liegt es an der gefährlich auflösenden Atmosphäre hier, in dem „verglasten Paradies“, wie die Amerikaner diese Küste nennen, wo die moralischen Begriffe, die gesetzlichen oder gesellschaftlichen Schranken, wie in einer Luftspiegelung zergehen, wo alles fliesst und wankt, der menschliche Anstand und sogar die simpelste Vernunft, und wo am Ende das ganze Dasein eine Hazardpartie ist. Rouge et noir. Leben oder Tod. Er hat gespielt, mit seinem eigenen Leben und mit dem der anderen: Ariel, die er doch immer noch liebt, Raffal, der ihm so blind vertraut hat —

(Fortsetzung folgt)

\*\*\*\*\*



← Ein Büchesenmacher. — Diese Frage kommt mir etwas unerwartet, das muss ich sagen. Denn das Thema der Kindererziehung, das bestimmt sehr wichtig ist, hat mich bis heute noch nie beschäftigt, ich bin ja auch erst zwanzig! Ich habe Kinder gerne, und wenn ich einmal verheiratet bin, möchte ich nicht nur eins haben, das dann so richtig verwöhnt wird. Auf jeden Fall werde ich dann die Erziehung bis zu einem gewissen Alter meiner Frau überlassen. Gleich nach der Schulentlassung würde ich mein Kind ins Welschland schicken, hauptsächlich aus dem Grunde, damit es das Elternhaus schätzen lernt. Der Aufenthalt im Welschland wäre dann auch eine gute Gelegenheit für das Kind, sich zu überlegen, was es werden will. Denn eines ist sicher; über die Berufswahl hat das Kind ganz allein zu entscheiden. Etwas Spezielles möchte ich noch gerne erwähnen; da ich auch Sport treibe und die überwiegend guten Seiten dabei sehe, müssten sich meine Kinder auch einmal sportlich betätigen, nicht etwa aus Rekordsucht, sondern auf einer gesunden Grundlage.

